

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Montag, 28. Juni

1926.

(21. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Wolf Stark nickte eifrig, wie wohl sein Glaube unsicher blieb. Gehört hatte er ja viel von Hellseherei, Telepathie und Ähnlichem. Hatte auch Leute gesehen, die mit erstaunlicher Nervenfähigkeit die eigenartigsten Experimente ausführten auf diesem Gebiet. Aber das geschah meist für Geld und eine letzte Kontrolle blieb unmöglich. Hier war's ein sehr ernster, wegen seiner Erfolge geschätzter Mensch, der selber alles tat, seine bedeutende Gabe von jeder Mystik loszulösen. Es gab also doch Verantwortliches? ... Oder spielten auch der Selbsttäuschung bunte Lichter in die Welt der Tatsachen und Erinnerungen hinein? Waren's vielleicht doch nur Momente des Wiederauflebens von schon verlorenen Gedächtnisbildern, die der Losgelöste aus dem Bodenlosen aufsteigen sah, ohne zu wissen, daß sie nur in ihm und in seiner Seele schliefen?

Da sagte der Kommissar, als sähe er in des Malers arbeitenden Schädel hinein:

„Ja, die Einwürfe, die Ihr Geist jetzt erhebt, sind zu naheliegend, zu selbstverständlich und berechtigt. Dazu bedarf es keines telepathischen Verstehens. Sie können ja nichts anderes in solchem Moment denken als die Frage: Besitzt der Mann wirklich solche übernatürliche Gabe oder besteht sie nur in seiner Einbildung? Wie gesagt: die Frage habe ich mir tausendmal selber vorgelegt. Ich habe auch versucht, das auf dem Wege der Ideenassoziation zu erklären. Nach dem Vorbilde des Amateurdetektivs in der berühmten Novelle „Das Verbrechen in der Rue Montagne“ von Edgar Allan Poe. Dieses auf Ideenassoziation beruhende Ableiten der kompliziertesten Gedankengänge ist übrigens der Trick, den Conan Doyle in jeder seiner Geschichten anwendet und mit dem er Hunderttausende verdient hat, während Poe, das Genie, wenn ich nicht irre, in Armut gestorben ist.“

Der Maler nickte:

„Ja, in Armut und im Delirium. In Amerika hat man eine Stiftung für seine Nachkommen errichtet!“

„Ja“, sagte der Kommissar, „aber mit diesem Poeschen Zurückverfolgen der Gedankensährten hat das, was ich denke oder vielleicht nur fühle, nichts zu tun. Natürlich haben wir Kriminalisten von jener Art des Sherlock Holmes etwas gelernt — und das ist Conan Doyles Verdienst ... Das, was ich meine, läßt sich nicht lernen. Es ist wahrscheinlich nur Leuten eigen, die einen Gehirndefekt haben. Ich beispielsweise habe als Kind stark an Fallsucht gelitten. Und es wird sich erst in der Folge zeigen, wie stark die Epilepsie, die ja bekanntlich in Gott weiß welchen Formen — zum Beispiel als reine Gefühlschwankung sichtbar werden kann — wie stark die Epilepsie, sage ich, das ganze Dasein des betroffenen Individuums angreifen und beeinflussen kann, das wird erst eine viel spätere Zeit begreifen lernen ... Heute ist im Volkswissen, bei Gebildeten, wie Ungebildeten, davon noch keine Spur vorhanden. Das zeigt die Behandlung der kriminellen Frage, wie sie noch in der ganzen Welt möglich ist. Nur ein kleiner Kreis von Wissenden arbeitet an der Materie; die endlichen Resultate werden die Welt einmal in beschämendes Erstaunen setzen ... Also wie gesagt, ich habe auch etwas

von dem trüben Geheimnis in mir. So erkläre ich mir meine Seelenwanderungen ...“

Der Redende hielt inne. Der Maler bat ihn, weiterzusprechen.

„Sie könnten nun fragen, wo ich denn und bei welchem Anlaß ich den untrüglichen Beweis für diese sonderbare Fähigkeit bekommen habe. Ich könnte Ihnen darauf mit einer ganzen Reihe von Fällen dienen. Aber der Argwohn, daß es sich da immer um eine nachträgliche Imagination handelt, ist berechtigt. Man kann den Zweifelsenden nie davon überzeugen, daß man das, was später in die Erscheinung trat, lange vorausgesehen hat. Und zwar voraus nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern als leibhaftiges Bild, wie einen Filmstreifen, der sich abrollt und dem die letzte Erfinderkunst auch die Farbe, die Töne, mit einem Wort all die tausend Nuancen des Lebens gegeben hat.“

Vielleicht werden Sie sich in der Sache, die wir jetzt gemeinsam verfolgen wollen, selbst überzeugen können. Ich will, was ich sonst nie getan habe, Ihnen sagen, was ich sehe ... so klar und deutlich sehe, daß ich jetzt, nach der Trance noch alles vor mir habe, wie Sie selber da vor mir sitzen ...“

„Ich sehe einen ziemlich g.ken, etwas gebeugt gehenden Mann, der einen gelben Lederkoffer trägt ... jawohl ... einen gelben Lederkoffer ... Der Koffer scheint schwer zu sein ... oder vielleicht liegt dieser Eindruck in der Haltung des Mannes überhaupt. Er stellt ihn ab, den Koffer ... Er sieht sich dann auspeisend um, als suche er nach einer Sitzgelegenheit ... Geht an den Straßengraben, steigt hinein und setzt sich trotz seines eleganten Anzuges auf den Grabenrand ... Es ist sehr staubig ... Der Wind wirbelt graue Wolken empor ... und der Mann hustet ...“

Der Kommissar, dessen Züge wieder jene Starrheit von vorhin angenommen hatten, schwieg. Seine Stimme war rau, wie vererbend ... Dann sagte er mit einer trägen Bewegung seiner Glieder, als kämpfe er mit dem Schlaf, der sich seiner zu bemächtigen drohte:

„... Nun wird es Dämmerung wie im Film, wenn die Lichtbatterien plötzlich gestört sind ... aber es kommt wieder ... Da, jetzt scheint die Sonne ... Eine Dorfstraße ... da geht er ... grüßt die Leute, die vor einem Gärtchen stehen ... die blicken schen zur Seite ... und dann eine Tür, eine grüngestrichene Tür mit von der Zeit blankgeputztem Eisengriff ... Da hinein verschwindet er ... Und im Türrahmen dreht er sich um ... Ich sehe ihn ganz deutlich ... Aber das Gesicht ist nichts weiter als ein blutiges Grinsen ... nicht zu erkennen ...“

Die Lippen des Kommissars blieben halb offen. Seine weit geöffneten, starren Augen blickten in die dämmernde Helle, die aus ihrem letzten fahlgelben Streifen des Tageslichtes vom Horizont her in das Wagensenster drang. Nun fuhr der Zug durch einen Einschnitt im Gelände, rechts und links dunkelte der Erdwall, da war es beinahe finster im Abteil ...

Den Maler überließ. Er sah sein Gegenüber nur noch in schattenhafter Kontur. Das Klingeln und Rollen

der Räder gab eine traumschwere Musik und das Schweigen im Coupé drückte lastend die Sinne.

Der Kommissar sprach wieder; er murmelte erst unverständlich.

Der Maler strengte sein Ohr an. Und als gehorchte die Seele des Schauenden dem heischenden Willen des Künstlers, redete sie deutlicher:

„... Er geht durch das Dorf ... und ... der Mond scheint ... Nachtigallen schlagen in einem Hain, der mit hohen Bäumen über einem See bis in den hellen Himmel ragt ... Es rauscht und plätschert ... Eine Wassermühle ... und dann um eine Wegbiegung, über die kleine Brücke ... Das Dorf schläft ... ein Hund bellt und reißt an der Kette. Da bleibt er stehen und blickt sich ... Er nimmt, über den Zaun gelehnt, ein paar Blumenstöcke ... Es sind Rosen ... er läuft ... Jemand schreit hinter ihm her ... Ein paar laufen ... mehrere ... Jetzt haben sie ihn ... er wehrt sich ... sie halten ihn und reißen ihn fort ... es wird ... es wird ... ganz dunkel ...“

Der Zug ging wieder über ebenes Land. Noch ein letzter Tagesstimmer spielte ins offene Fenster.

Der Kommissar war ganz wach.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte er. „Solche Dinge werden von manchem schlecht ertragen.“

„Aber nein! Durchaus nicht! Ich bin nur sehr überrascht. Danach könnte man sich ja fast ein ganz klares Bild von den Verhältnissen machen, in denen der Mörder lebt.“

„Ja ... nur ... es gibt viele Dörfer ... und Seen ... und Landschaften. Ich habe in meinem ersten Wahntraum vorhin sogar noch mehr gesehen. Ich sah ihn in einer Bauernstube stehen ... ein ganz alter, schwerhöriger und wohl schon geistig ganz stumpfer Mann, der sein Vater sein mochte, und ein Landmädchen, ein derbes schlackschlaues Geschöpf in Arbeitskleidung, die redeten aufgeregt und laut mit ihm. Das Gesicht des Mädchens war mir auch ganz klar, das des Alten schon weniger, und wenn sich auch alles in mir anstrengte, ihn selbst zu erkennen, da war immer nur die wie durch einen Blutschleier grinsende Frage ...“

„Vielleicht“, meinte der Male, „ist das alles nur das Resultat einer bei Ihnen enorm gesteigerten Einbildungskraft und eines ins Fabelhafte erhöhten Kombinationsvermögens ... Steht nicht in dem Brief, den Sie mir vorhin zeigten: „Ich sitze hier auf meinem Rast und langweile mich.“ Da ist im Ende der Drehpunkt ... oder meinen Sie nicht?“

„Es kann sein. Jedenfalls habe ich schon Dinge gesehen, die mich meinem Ziel in vielen Fällen nähergebracht haben. Mit dem, was Sie gehört haben, läßt sich noch wenig anfangen. Aber da ist schon Berlin. Sind Sie sehr schlafbedürftig?“

„Oh, nein, ich brauche auch mal gar nicht zu schlafen, das macht nichts!“

„Das könnte heute zutreffen. Ich bin nämlich gern hinter einer Spur her, solange sie noch warm ist. Und ich glaube bestimmt, der Verbrecher hält sich vorläufig in Berlin auf.“

„Wieso?“ fragte der Maler. „Meinen Sie, daß er in Berlin den Arzt konsultieren wird?“

Der Kommissar nickte lebhaft:

„Das einmal — und dann hoffe ich, daß er irgend welche Bekanntschaft da hat. Vielleicht auch einen Fehler, dem er die Steine zu verkaufen versuchen wird — oder — wenigstens einen Teil davon.“

„Glauben Sie das?“

„Ja, denn die Edelstein Sammlung ist für ihn ein stets drohender Verräter. Er kann sie in einem Koffer verschließen. Er kann sie vergraben — nirgends wird sie ihm Ruhe lassen. Er müßte denn ausgerechnet ein Maniakale sein, der für solch blinkendes, funkelndes Zeug eine Leidenschaft hat.“

„Sie meinen, wie der Goldschmied in „Madame Scudery“ von E. T. A. Hoffmann?“

„Ja, das gibt es häufiger, als man meist annimmt. Schließlich ist es auch nur die Leidenschaft für Kleinodien, die den reichen Mann dazu bringt, mit Riesenopfern solche Sammlung anzulegen.“

„Und dann verkauft der Mörder sie nicht, glauben Sie?“

„Später wohl auch. Die Steine sind für ihn, wie gesagt, zu gefährlich. Auch wird das mitgeraubte Geld ja mal alle! Solche Menschen gebärden sich wie sinnlos, wenn sie die Tasche voll haben; dadurch verraten sie sich oft.“

Der Zug fuhr jetzt langsamer. Überall erglommen und blühten aus der Finsternis Lichter. Die Häuserblocks wuchsen schwarz und gigantisch ins lichte Firmament, an dem die Sterne erglänzten. Und der hohe Ton der ihre Arbeit beendenden Stadt schallte dem Zug weit entgegen.

Die Reisegefährten nahmen ihre Taschen aus dem Koff und aus dem Zug steigend versanken sie in dem grauen, brodelnden Strom der Menschen, die den Bahnhof füllten.

(Fortsetzung folgt.)

Die süße Kammer.

Humoreske von Wilhelmine Baltinester.

Trudl und Hans hatten ihren ersten Zank gehabt, wodurch die rosige Zeit ihres Brautstandes in den ernsteren zweiten Akt hinaufrückte. Trudl hatte verweint auf der Ofenbank und wollte der halbtauben Großmutter ihren Kummer ins Ohr schreien, um zu hören, daß nur sie allein im Rechte sei. Aber Großmutter hatte an diesem Unglücksabend wenig Zeit für die Dornen am Rosenstock der jungen Liebe. Sie hatte anderes im Kopf. Wirtschaftsjorgen, die waren ihr immer am wichtigsten. Großmutter betrieb einen Handel mit Honig und eingekochten Früchten, die in Glas-tiegeln, sauber mit weißen Papiermützen bedeckt, in einer schmalen Kammer standen. Von dort aus wurden die wunder-vollen Erzeugnisse den Kunden verkauft, die aus allen Tälern und von den höchsten Bergabhängen kamen, weil Groß-mutters süße Früchte weit und breit berühmt waren. Den Schlüssel zu der „süßen Kammer“ wie Seppi, Trudls halb-wüchsiger Bruder, die Kammer nannte, hielt die alte Frau immer bei sich; denn sie kannte die Gelüste ihres Entel-ohnes. Nur Trudl, die nicht genädigt war, durfte, wenn die Alte sich wegen ihrer Gicht einmal nicht aus dem Lehn-sstuhl erheben konnte, in die Kammer gehen, um den Käusern das Gewünschte zu geben. In den letzten Tagen waren freche Diebstähle verübt worden. Ein Glas mit süß eingemachten Rüben, ein Meisterwerk der Großmutter, war verschwunden, andere zeigten bedenkliche Inhaltsverminde-rung und beschädigte, eilig aufgestülpte Papiertappen. Kein Zweifel, es war ein Dieb im Hause. Solches litt Großmutter nicht. Sie traute es ihrem Entelsohne zu, daß er imstande sei, ihr die süße Ware in wenigen Tagen auf-zuessen. Sie lebten ja nicht gerade vom Verkauf dieser ein-gekochten Früchte, aber der Erlös war immerhin ein schöner Zuschuß zum Ertrag des Grundstückes. Großmutter war ein bißchen vergeblich geworden in den letzten Jahren. Mein Gott, achtundfiebzig war ein nettes Alter; kein Wunder, wenn man die Zügel etwas loser hielt und die beiden Kinder, die man seit dem frühen Tode ihrer Eltern im Hause hatte, weniger streng bewachte. Wahrscheinlich war sie nach dem Mittagessen eingenickt und Seppi, der Nichts-nus, hatte ihr den Schlüssel zur süßen Kammer aus der Tasche des verbliebenen watierten Tädchens gezogen. „Wari“ nur!“ murmelte Großmutter anstatt das Lamento der vermeinten Braut anzuhören. „Wari“ nur, wenn ich dich erwische! Dann bleibst du die ganze Nacht in der süßen Kammer eingesperrt!“ Trudl wukte nicht, wohin mit ihren Tränen. Großmutter hörte nicht auf sie, und Seppi, der Lausbub, konnte noch kein Verständnis dafür haben; übrigens verursachten ihm Liebesachen immer ein brüllendes Ge-lächter. „Nach“ jetzt ein End“ mit dem Gebeul!“ befahl die Großmutter. „Hier ist der Schlüssel zur Kammer, zähl“ mir die Tiegeln genau nach! Rechts oben müssen vierzig Honig-tiegeln sein, darunter die eingekochten Ririchen, fünfzig Tiegeln, wenn ich nicht irre. Links dann sechzig Gläser Zwetschen und ebenso viele Rüben. Und wenn du mit dem Zählen fertig bist, sperre zu und komme herein; ich muß genau wissen, wie viel der Lausbub gefressen hat!“

Trudl nahm eine Kerze und ging in die Kammer; dort konnte man wenigstens schön weinen. Sie war eben beim neunundfünfzigsten Zwetschentiegel angelangt, als jemand in der Tür erschien, diese hinter sich schloß und einen Fuß-versuch machte. Hans war's ihr Bräutigam; drei Tage lang hatte er sich nicht blicken lassen, aber nun hatte es ihn doch hergetrieben. Trudl stieß ihn wütend zurück:

„Jetzt kommst? Was bild'st dir ein? Meinst vielleicht, ich bin ausgehungert, was? Aber ich mag dich nicht mehr, kannst gleich wieda geh'n! Adies!“

„Wenn du mich jetzt fortjagst, komm' ich bestimmt nie mehr s'rud!“ drohte er.

„Das sollst auch nicht! Ich brauch' dich nicht, ich mag dich nicht, geh' doch schon!“

„Sag' amal!“ fragte der Bursche rubig. „warum weinst du denn beim Schimpfen? Mir scheint, Trudl, du läst. Du willst ja gar nit, daß ich geh; du hast mich ebenso gern wie ich dich!“

„Na! Fallt mir nicht ein!“ Sie riß sich aus seiner Umarmung und zählte mit schnappende Stimme weiter: „Sechsig Tiegel. Jetzt komm'n die Küsse.“

„So laß doch die Küsse und schau mich an! Soll ich wirklich geh'n?“

So lochten sie ihn weiter, den zärtlich-wütenden Liebeskrieg.

Drinnen in der warmen Küche fing Großmutter zu gähnen an. Warum sollte man eigentlich nicht schlafen gehen? Alles war besorgt. Ja, wo steckte denn das Mädel? Ach so, raunzen tat die, weil der Bräutigam nicht gekommen war. Großmutter stand in ihrem Alter schon weit weg von Liebesachen; deshalb nahm sie den Herzenstummer der Enkelin nicht ernst. Wo die Trudl nur steckte? Hatte sie ihr nicht irgend einen Auftrag gegeben? Was für einen nur? Ach, diese dumme Vergeßlichkeit. Aber nun war Schlafenszeit. Das Mädel lag wohl bereits im Bett und weinte die Küsse naß. Würde sich auch geben; in der Frühe kam die Sonne. Großmutter gähnte noch einmal und sehte sich nach der warmen Weichheit ihres Federbettes. Gewohnheitsmäßig humpelte sie mit einer Kerze in der Hand durch das Haus und verriegelte Türen und Fenster. Was war das? In der süßen Kammer brannte Licht? Bravo! Jetzt hatte sie den Missetäter Ohrfeigen nükten nicht mehr, aut Man mußte also ein Gewaltmittel anwenden, und zwar gleich. Draußen an der Tür steckte der Schlüssel, sie drehte ihn leise um, zog ihn ab und versenkte ihn in der tiefen Rocktasche. Niemand hatte sie gehört, denn sie aing auf weichen, dicken Filzpantoffeln. Vergnügt war sie sich ihrer Grausamkeit bewußt; denn der Näscher dort drinnen würde nach den verbotenen Früchten durstig werden und ohne Wasser die ganze Nacht verbringen; das sollte ihm eine Lehre sein, daß die süße Kammer zuweilen auch eine Folterkammer sein kann. Einen Augenblick lang blieb Großmutter noch sinnend vor der Tür stehen. Wenn er nur nicht zu viel naschtel. . . Aber man mußte es einmal wagen. Er würde einen gehörigen Magenklaps bekommen, daß ihm die eingemachten Früchte für alle Zeiten zuwider werden mußten. In guter Zuversicht stieg sie zu ihrer Schlafkammer ins Obergeschob hinauf.

In der süßen Kammer war die Aussprache der Brauteute so weit gediehen, daß nach erbittertem Wortkriege kurzer Waffenstillstand eintrat, den die Braut aber brach, so daß sich Hans endlich schweren Herzens entschloß, doch zu gehen. Er war erstaunt, die Tür zugesperrt zu finden. „Gib den Schlüssel her!“ sagte er raub. — „Ich hab' ihn doch nicht!“ erwiderte das Mädel mürrisch. „Er steht außen!“ — Hans rüttelte an der Tür. „Zugesperrt!“ — „Aber das gibt's doch nicht!“ meinte das Mädel und rüttelte auch. Doch die feste Tür gab nicht nach. „Das ist aber schön! Den Witz kann sich nur der Seppel gemacht haben!“ rief Trudl zornig. „Aber der kriegt's morgen, daß er eine Woche lang nicht sitzen kann!“ — „Das hilft uns jetzt aber nicht!“ murzte Hans. „Was haben wir denn davon, daß er eine Woche lang nicht sitzen kann, wenn wir jetzt eine ganze Nacht hier sitzen müssen?“ — Trudl war beleidigt, weil er es so entseßlich fand, eine ganze Nacht mit ihr eingesperrt zu sein. — „Klopf' halt!“ sagte sie gleichmütig. — „Klopf'!“ wiederholte er höhnisch. „Deine Großmutter schläft wahrscheinlich und ist taub. Und der Seppel schnarcht wohl wie a Bieh. Den weckt nicht amal die Sturmglod'n!“ — Jetzt wurde auch das Mädel unrubig. „Ja, hat denn die Großmutter vergessen, daß ich in der Kammer bin? Sie muß doch kommen und mich suchen!“ wunderte sie sich. Aber dann fiel ihr ein, wie gedächtnisschwach die alte Frau in der letzten Zeit geworden war; es hatte sich kürzlich das Wunderliche zugetragen, daß die Großmutter vergaß, ihren Kaffee zu trinken, was ihr noch nie geschehen war. — „Na also, richten wir uns halt g'müßli ein!“ meinte Hans, zog einen kleinen Schemel heran, warf sich darauf, nahm seine Plette aus der Tasche und steckte sie in Brand. Dan rühte er ein wenig zur Seite und sagte anädia und mit einer Frostigkeit, in der noch der Groll des Kampfes nachzitterte: „Kannst dich aa daher sehen, is Platz für zwei.“ — Schmal war es; man konnte die Füße kaum ausstrecken. Stumm hockten sie nebeneinander. Die Kerze brannte nieder. Sie schwiegen im Dunkeln verbissen weiter. Beide waren noch zu bestigt, beide in der Liebe noch zu unerfahren, um zu wissen, daß man nur so lange glücklich liebt, als man den anderen recht behalten läßt.

Mitternacht war's, da stand Großmutter, alter Gewohn-

heit gemäß, auf und beutelte die Kissen. Das tat sie so seit vierzig Jahren in jeder Nacht; dann schlief man besser weiter. Trudl kannte diese Gewohnheit, deshalb pumorte sie, als sie die Kirchenguhr zwölf schlagen hörte, mit beiden Fäusten an die Kammertür. Großmutter's halblaube Ohren hörten nur ein schwaches Pochen. „s wird wohl ein Gewitter kommen!“ meinte sie und warf sich, nach Art alter Leute ächzend, wieder ins trachende Bett, zog das warme Federbett behaglich über die Ohren und schlief von neuem ein. Am Morgen ließ sie sich Zeit, trank den Kaffee und ging dann schön langsam zur süßen Kammer. Auf dem Wege dahin traf sie Seppel, der sich halbangezogen und gähmend herumtrieb.

„Woher kommst denn du?“ fragte sie außer sich.

„No, aus'm Bett!“ war die Antwort.

Großmutter bekam ein Bittern in den Beinen. Mit fliegenden Händen zog sie den Schlüssel aus der Tasche und sperrte die süße Kammer auf. Da saßen auf dem Schemel Hans und Trudl und hatten endlich, in letzter Minute, die hart ersehnte Versöhnung bei einem Kusse gefeiert. Seppel, der Liebesleute immer urkomisch fand, brüllte vor Lachen. Großmutter war blaß geworden. Trudl und Hans kamen langsam und mit steifen Beinen hervor.

„Wer hat uns denn eingesperrt?“ fragte Trudl ärgert, aber ohne die Hand des Bräutigams loszulassen.

Großmutter wollte sich nichts vergeben, sie war sofort Herrin der Lage; brauchten die Grünshäbel denn zu wissen, wie vergeßlich sie war? „Na, ich hab' euch eingesperrt!“ sagte sie seelenrubig. „Ich wollt euch amal Zeit geben, euch in Ruhe ordentlich auszusprechen. Sonst hätt' die Zankerel noch ein Jahr dauern können!“ Dann blickte sie in die Kammer. Es schien nichts zu fehlen, die beiden hatten nicht genascht; das nahm sie für sie ein. „Kannst gleich bei uns Kaffee trinken, Hans!“ sagte sie freundlich. Auf Seppel, der grinsend da stand, warf sie einen bösen Blick; der Bub steckte die Hände in die Hosentaschen und piffte. — „Geh' in die Kammer und lamm' dir dein'n zerraut'n Schopf!“ schrie ihn die Großmutter an. Dann humpelte sie in die Küche.

Die beiden Neuverliebten fragten sich hinter ihrem Rücken leise, ob es wirklich Absicht oder doch Vergeßlichkeit der Alten gewesen war, die sie zur Versöhnung in die süße Kammer gesperrt hatte.

Nord und Süd.

Von Ernst Berghäuser-Seest.

Wenn wir auf der Karte die Lage verschiedener Örtlichkeiten unserer Erdoberfläche hinsichtlich ihrer geographischen Breitenlage vergleichen, so müssen wir oftmals unsere Anschauungen ändern. Wenn zum Beispiel die Frage gestellt würde: Welche Stadt liegt nördlicher, Berlin oder London? —, so würde vermutlich mancher sich ohne Zögern für London entscheiden, während in Wirklichkeit die deutsche Hauptstadt einen ganzen Breitengrad nördlicher liegt als die englische. Auf dem Londoner Breitenkreis liegen ungefähr Dortmund, Halle und Leipzig. Vor allem bezaehen wir gern Denkfehler, wenn wir unsern Erdteil mit Amerika vergleichen wollen, da wir die ungeheure Ausdehnung der neuen Welt leicht unterschätzen. Wenn wir von Kanada sprechen, so denken wir gleich an Nordpolnähe und in Wirklichkeit wird ja auch die Nordküste vom nördlichen Eismeer bepflist, und der magnetische Nordpol liegt auf der kanadischen Insel Boothia. Um so mehr ist man gewöhnlich erstaunt, wenn man feststellen muß, daß die bekanntesten kanadischen Städte weit südlicher liegen als unsere eigenen Behausungen; so liegt Montreal in der Breite von Mailand, Halifax von Bordeaux, Quebec von Bern.

Ähnlich ist es mit unserer Anschauung bezüglich der Vereinigten Staaten. Manchen wird es wundernehmen, daß Chicago vom Nordpol und vom Äquator genau so weit entfernt liegt wie Rom, New York, wie Neapel oder Madrid, Washington, wie Vissabon.

Vergleichen wir dagegen in Gedanken Südamerika hinsichtlich seiner Breitenlage mit Afrika oder Asien, so verfallen wir leicht in den entgegengesetzten Fehler, indem wir die südamerikanischen Orte zu weit nach Norden verlegen. Oder ist es für jeden ohne weiteres selbstverständlich, daß das Kap der Guten Hoffnung auf ungefähr dem gleichen Breitenkreis liegt wie die argentinische Hauptstadt Buenos-Aires, oder daß Windhuk, die Hauptstadt unserer früheren Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika, dieselbe Südlage hat wie die brasilianische Hauptstadt Rio de Janeiro? Betrachten wir Asien! Die südlichsten Ausläufer dieses Erdteils liegen etwa auf der Breite der südamerikanischen Nordküste. Die mittelamerikanische Stadt Mexiko hat ungefähr die gleiche Lage wie die indische Stadt Bombay.

Es ist auch von einigem Interesse, die Breitenlagen der

nördlichen und südlichen Halbkugel (mit dem Äquator als Scheide) zu vergleichen. Auch da werden wir mitunter unsere Ansicht berichtigen müssen. Bekanntlich werden die Breitengrade südlich des Äquators genau wie auf der nördlichen Hälfte nach den beiderseitigen Polen zu gezählt, so daß man bei der Breitenangabe eines Ortes immer gleich seine Entfernung vom Nord- bzw. Südpol ersehen kann (90 Grad — Breitengrad). Bei solchen Vergleichen neigen wir leicht dazu, Stellen der südlichen Halbkugel für polnäher zu halten als die entsprechenden der nördlichen. Der Breitenlage Australiens (des „Süd“-Landes) entspricht etwa das Gebiet zwischen dem Nordrande unserer früheren Kolonie Kamerun und der Halbwertsungslinie von Spanien, das heißt mit anderen Worten: vom südlichsten Kap Australiens bis zum Südpol wäre es ungefähr genau so weit wie von Lissabon bis zum Nordpol. Der entsprechende Vergleich würde für die Doppelinsel Neu-Seeland das Gebiet zwischen der Mittelmeerinsel Malta und der Schweizer Bundeshauptstadt Bern ergeben, für Kapstadt den marokkanischen Kriegsschauplatz, für die südlichste Insel Südamerikas, Feuerland, unsere heutige, seit 1919 verschobene Grenze gegen Dänemark.

Der Grund für unsere Neigung, hinsichtlich dieser Lagen anderer Ansicht zu sein, liegt in der Tatsache, daß sich zum Nordpol die Landmassen viel näher herandrängen als zum Südpol, so reichen die nördlichen Festländer von Asien und Amerika bis über den 70. Grad nördlicher Breite, die vorgelagerten Inseln Grönland, Grantland und Spitzbergen sogar bis zum und teilweise über den 80. Grad, während die südlichsten Ausläufer Amerikas nicht einmal den 60. Grad südlicher Breite erreichen, ganz abgesehen von den Südpolischen Afrikas und Asiens, die noch weit nördlicher liegen.

Einen merkwürdigen Gegensatz dazu bieten die Ergebnisse der bisherigen Polforschung, wonach der Nordpol selbst im Wasser, der Südpol dagegen auf festem Lande liegt. Der Norweger Amundsen stellte im Dezember 1911 fest, daß der Südpol auf einem 3200 Meter hohen Plateau liege, während der Amerikaner Peary bei seinen im April 1909 am Nordpol vorgenommenen Notungen noch bis 9000 Fuß (rund 3000 Meter) noch keinen Grund fand, worauf auch Wilhelm Greiner in „Die Entdeckung des Erdballs“ hinweist. Diese Polforschungen könnten fast zu der Vermutung Anlaß geben, daß der Nordpol genau so tief unter dem Meerespiegel (hier besser: Eispiegel) läge wie der Südpol darüber.

Drei Jagdgeschichtchen.

Von Karl Bütke.

Vom „alten Ebersberg“ gehen zahlreiche Geschichten in unserer guten Stadt um — sologistische vor allem; doch auch sonst mancherlei Schnurren und Possen, die eines Stadtoriginals durchaus würdig sind.

Da man die Geschichte mit dem Jagdschein mit Vorliebe bei uns erzählt, so sei sie zur Charakterisierung des alten Harzer Originals an den Anfang gestellt:

Der alte Ebersberg befand sich einmal mit einem Bekannten auf der Jagd, als gerade in dem Augenblick, wo der Jagdgenosse Ebersbergs einen Hasen geschossen hatte, ein Feldgendarmerie auftauchte.

„Verdammt!“ rief da der Begleiter Ebersbergs, „und ich hab' keinen Jagdschein!“

„Das is' mich ja ne schöne Geschichte“, polterte Ebersberg. Doch er beruhigte sich rasch und rief: „Da bleiben Se man hier auf'n Fleck stehen und rühr'n sich nicht.“

Ebersberg selbst stürzte, ehe sich's der andere versah, auf den Hasen zu, nahm ihn auf und eilte mit ihm querfeldein. Der Gendarm rief „Halt!“ und eilte hinter dem Flüchtenden drein — und da sich Ebersbergs lange Beine nicht sehr rasch von den Aderschnellen lösten, so hatte er den Ausreißer bald beim Schlafittchen und donnerte ihm ein „Wittommen!“ ins Gesicht.

Der Hase wurde Ebersberg abgenommen.

Ebersberg folgte dem Feldgendarmen bis zum Rathaus von N. Dort rückte er seinen Jagdschein und bat sich seinen Hasen mit einem „Schön' Dank auch für's Tragen!“ wieder aus — und stiefelte vergnüglich davon.

Mit einem anderen Bekannten hatte Ebersberg verabredet, daß er die Fahrkarte für ihn nehmen wollte, da der Wadere früh selbst bei einem Jagdausflug die Zeit zu verschlafen pflegte. Nichtig kam der gute Freund auch diesmal erst an, als das Darsbühnle schon zu fahren, bimmeln und schnaufen begonnen hatte. Das Schnaufen setzte der Wadere in Abteil fort und stöhnte mittendrin plötzlich ärgerlich auf, daß er eine Fahrkarte zu lösen vergesen habe. Ebersberg suchte die Vergeßlichkeit des Freundes; er

ermuerte ihn darum nicht an die Verabredung und bedauerte ihn dahingegen nur scheinheilig.

Da der Jagdfreund zu niedrig war, um Strafe zu bezahlen, blieb ihm nichts anderes übrig, als Ebersbergs Rat zu befolgen und unter die Bank zu kriechen, um den knipsenden Schaffner vorüber zu lassen. Wenn die Heizung unterm Bauch des geschmuggelten Fahrgastes nicht so heiß gewesen wäre, dann hätte auch alles schön geklappt. Doch Ebersberg, der den Schaffner zu kennen schien, sprach zu allem Überflus langes und breites mit dem Beamten, und der Unglückliche auf den Heizungsrohren briet währenddessen beinahe braun.

Endlich der Schaffner: „Die Fahrkarte, bitte, Herr Ebersberg! — Aber, das stimmt doch nicht — das sind ja zwei! Beidemale Einfahrt?!“

„Ja, die andere is' für mien Freund, der wärmt sich bloß da ungene (unten) en häppchen (bikhen)!“

Wenn Ebersberg Geschichten, insonderheit Jagdgeschichten, erzählte, dann wurde es schlimm. Mit Vorliebe erzählte er sein lebensgefährliches Abenteuer auf der Saujagd. Da legte er ordentlich los, schilderte in aller Breite die Schwierigkeiten beim Aufspüren, das Klettern über Stock und Stein und landete schließlich bei einer ergiebigen Schilderung des gefährlichen Wildes. Meist war es ein Keiler von Überlebensgröße, der auf ihn zugeschossen kam, so daß nur noch größte Kaltblütigkeit den Jägersmann retten konnte.

„Ja, da kam mich das Schwien an — ich runner mit die Hinte an die Bude — da fällt es mich ein, daß ich alle Patron' schon verschossen hewwe. Was nun dann? Lange überlegen war nich — da hab' ich einfach den Stummel von mienere Zigarre in'n Lauf geschoben und los'hoten. Was denken Se sich, das Viech is' mich doch richtig getroffen, sieht da mit 'n schönen Schusse! — Nun wär'n Se mich das nich glaub'n, wenn ich das so erzähle — aber es war nämlich anne Schuksaarte (Ausschusszigarre)! Dodrum!“

Welt u. Wissen

Die letzte Witwenverbrennung in Indien. Ein Fall religiösen Fanatismus, der sich vor einiger Zeit in Kaschmir, dem britischen Vasallenstaat in Ostindien ereignete, hat die Engländer bestimmt, ein Gesetz zu erlassen, das die einem uralten religiösen Aberglauben huldigenden Fanatiker mit schwerer Strafe bedroht. Der neueste Schritt der Engländer in dem Kampf gegen den indischen Fanatismus gibt Gelegenheit, an die letzte Witwenverbrennung großen Stils zu erinnern, zu der der Tod des Radsjahs Sutchet Singh von Kaschmir Anlaß gegeben hat. Die tausendjährige Überlieferung des Landes verlangte, daß die Frauen der verstorbenen Fürsten ihrem Herrn und Gebieter in das Nirwana folgten. Diese als Sutti gebräuteten Witwenverbrennungen waren zwar schon im Jahre 1829 durch den Generalgouverneur Ostindiens, Lord Bentinck, verboten worden, was aber nicht hinderte, daß in den entlegenen Vasallenstaaten immer wieder die Scheiterhaufen auf denen die Witwen lebendig verbrannt wurden, aufloberten. Beim Tode des oben erwähnten Sutchet Singh waren auf einmal 150 Frauen seines Harems dem Scheiterhaufen übergeben worden und dort eines qualvollen Todes gestorben. Wenige Tage später sprach es sich herum, daß Sutchet Singh auf dem Land noch einen zweiten Ergänzungsharem unterhalten hatte, in dem fünfzig junge Mädchen für ihren zukünftigen Verus im Sawitharem vorgebildet wurden. Die Priester hatten sofort die unglücklichen Mädchen ergreifen lassen, und zum zweitenmal loderte eine Riesenfackel zu Ehren der weiblichen Treue auf. Es war allerdings der letzte Fall dieser barbarischen Gewohnheit, der im Rahmen einer offiziellen Leichenfeier stattfand. Dennoch kamen insgeheim immer noch Witwenverbrennungen vor; man hofft, durch das neue Gesetz diese grausige Sitte unterdrücken zu können.

Radio und Rundfunk

Die Zahl der Rundfunkhörer im Deutschen Reich. Die Teilnehmerzahlen des Rundfunks in Deutschland erreichten am 1. Juni einen Stand von 1261734 bei der Post angemeldeten Rundfunkhörern (also ohne die „Schwarzhörern“). Es ist eine Zunahme im Monat Mai von insgesamt 24668 Rundfunkhörern zu verzeichnen. Nachfolgend die Teilnehmerzahlen der einzelnen Sendebereiche nach dem Stand vom 1. Juni 1926: Berlin 540022, München 95019, Stuttgart 31768, Hamburg 165478, Münster i. W. 118135, Frankfurt a. M. 85329, Leipzig 131423, Breslau 75706, Königsberg i. Pr. 17860.